

Der DJI Familiensurvey wird auf Anregung und in Absprache mit dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführt.

"Partnerschaft und Familiengründung"

Die Hauptresultate des ersten Ergebnisbandes des Familiensurvey III

Einleitung: Familiensurvey versus amtliche Statistik

Teil A: Familiengründung und -erweiterung

- **Mehr, aber kleinere Familien**
- **Der Übergang zum zweiten Kind**
- **Nichteheliche Elternschaft - auch ein Kalkül?**
- **Warum bleiben Partnerschaften kinderlos?**

Teil B: Die Entwicklung der Lebensformen

- **Die "Wende" als Stress-Faktor**
- **Gibt es eine "Pluralisierung" der Lebensformen?**
- **Veränderte Lebensverhältnisse der Kinder**
- **Partnerschaften mit getrennten Haushalten**

Teil C: Vereinbarkeit von Familie und Beruf

- **Wie vereinbaren Frauen Familie und Beruf?**
- **Beruf und Familiengründung bei Männern**

Der Familiensurvey- Konzept und Geschichte

Inhaltsverzeichnis des Ergebnisbandes

Einleitung

Grundlage der vorliegenden Publikation sind wissenschaftliche Auswertungen des „Familiensurvey“, einer Befragung von über 8.000 Personen in Ost- und Westdeutschland zur Entwicklung und Situation von Familie. Die Beiträge stammen von Familienforschern und -forscherinnen verschiedener Universitäten und Forschungsinstitute sowie von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Deutschen Jugendinstituts. Seit 1988 dient der "Familiensurvey" der Dauerbeobachtung von Familien in Deutschland und stellt die größte repräsentative Datenquelle in Deutschland zum Wandel der familialen Lebensformen bereit.

Anders als in der amtlichen Statistik, die das BMFSFJ Anfang April vorstellte, fragt der "Familiensurvey" danach, wie Menschen ihre familiäre und außerfamiliäre Umwelt erleben, wie sie darin handeln, auf welche Bedingungen und Zwänge sie Rücksicht nehmen.

Es geht im Familiensurvey über die statistischen Fakten hinaus um komplexe Zusammenhänge, um Ursachen und Motive, warum Personen in Familienangelegenheiten so und nicht anders handeln. Dies stellt die unterschiedliche Verbreitung einzelner Familienformen in West- und Ostdeutschland, die Zunahme nichtehelicher Elternschaft und die Entscheidung für oder gegen Kinder in einen konkreten gesellschaftspolitischen Kontext.

Der Familiensurvey III unterwirft erstmals die so genannte "Pluralisierung" der Lebensformen einer empirischen Kontrolle und stellt fest: Die erreichte Vielfalt ist weder beliebig noch grenzenlos. Vielmehr haben sich neue Ordnungsmuster etabliert. --- Auch die steigende Zahl nichtehelicher Familienformen ist nicht allein ein Ausdruck wachsender individueller Spielräume - oder zunehmender Notlagen, sondern gleichzeitig Muster einer neuen Zweckrationalität, eines Kosten-Nutzen-Kalküls.

Der Familiensurvey III beleuchtet erstmalig auch die Realisierung von Kinderwünschen unter Einbeziehung der Männer-Perspektive. Dieser Zusammenhang wurde bisher fast ausschließlich aus weiblicher Perspektive betrachtet. Die Ergebnisse unterstreichen einerseits die Notwendigkeit und Richtigkeit der bisherigen familienpolitischen Bemühungen um eine stärkere Ansprache und Einbindung der Väter, --- andererseits aber auch die Dringlichkeit, den Focus auf die Männer noch deutlich zu verstärken.

A. Familiengründung und -erweiterung

Die Bevölkerung in Deutschland hat trotz der dauerhaft niedrigen Geburtenrate in den letzten zehn Jahren zugenommen. Ehepaare mit Kindern bilden zahlenmäßig die größte Gruppe von Familien. Doch ihre Zahl nimmt ab, während die Zahl der Ehepaare ohne Kinder, der nichtehelichen Lebensgemeinschaften sowie der Alleinerziehenden zunimmt. Das Alter der Frauen bei der ersten Geburt steigt an, ebenso der Anteil von Frauen, die kinderlos blieben; doch bei diesen Entwicklungen treten deutliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland zutage: Im Osten sind die Frauen bei der Geburt des ersten Kindes im Durchschnitt deutlich jünger als im Westen, im Westen gibt es erheblich mehr kinderlose Frauen. Im Westen bekommt die Hälfte der Frauen innerhalb von fünf Jahren nach dem ersten Kind ein zweites, im Osten nur ein Viertel der Frauen. Mit den unterschiedlichen Erscheinungen des generativen Verhaltens und ihrer Erklärung beschäftigt sich dieser Teil.

Mehr, aber kleinere Familien in Deutschland

(Gert Hullen)

Die Bevölkerung in Deutschland hat trotz der dauerhaft niedrigen Geburtenrate in den letzten zehn Jahren zugenommen, zwischen 1991 und 2000 von 80,7 Millionen auf 82,3 Millionen. Die Ursache lag in der Zuwanderung von Ausländern und Spätaussiedlern während der ersten Hälfte des Jahrzehnts. Die Zahl der Familien stieg im Jahr 1991 von 22,0 auf 22,4 Millionen. Ehepaare mit Kindern nehmen jedoch seither ab, während die Zahl der Ehepaare ohne Kinder und die Zahl der Alleinerziehenden zunimmt.

Jahr	Bevölkerung	Familien
1991	80274,6	22032
1992	80974,6	22219
1993	81338,1	22351
1994	81538,6	22358
1995	81817,5	22395
1996	82012,2	22363
1997	82057,4	22414
1998	82037,0	22365
1999	82163,5	22405
2000	82259,5	22423

Die relativ hohe Gesamtzahl der Familien und ihr Anstieg auf 22,4 Millionen ist ein Ergebnis der Zuwanderung. Eine rein statistische Betrachtung dieses Anstiegs „verdeckt die starken Veränderungen der Familienstrukturen in Richtung auf kleinere und kinderlose Familien“ (S. 40).

Der Familiensurvey ermöglicht darüber hinaus erstmals präzisere Aussagen zum reproduktiven Verhalten, da hier alle Geburten 20- bis 60-jähriger Frauen erfasst sind. Deren Analyse zeigt dreierlei:

- Jüngere Frauen bekommen ihr erstes Kind später: Das Erstgebäralter stieg von 24 auf über 29 Jahre. (S. 40)
- Die spätere Partnerschaftsbildung ist die Hauptursache für das spätere Erstgeburtsalter, was bedeutet, dass die jüngeren Frauen überhaupt seltener Kinder bekommen. (s.o.)
- Eine Verringerung des Tempos der Geburten korreliert nicht unbedingt mit einem geringeren Quantum an Geburten. Der Beitrag zeigt, dass die in den 60er Jahren geborenen Frauen eine höhere Fertilität hatten als die späteren und die früheren Frauenjahrgänge: Von den Frauen, die vor 1960 geboren wurden, waren 16 Prozent kinderlos, bei den in den 60er Jahren geborenen Frauen waren es nur 14 Prozent. Momentan liegt die Kinderlosigkeit im Westen bei 30 Prozent, im Osten bei 12 Prozent.

Eine wichtige Erkenntnis dieses Beitrags besteht darin, dass ein höheres Erstgeburtsalter nicht notwendig eine geringere Kinderzahl bewirkt. Offenbar spielen - noch unerforschte - Prozesse der Partnerschaftsbildung hierbei eine größere Rolle als beispielsweise die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kohorte. Einiges spricht dafür, dass Paare einen gemeinsamen Haushalt häufig erst gründen, wenn ein Kind erwartet oder geplant wird. Die Tatsache der kinderbezogenen Eheschließung (Nave-Herz) wäre dann zu ergänzen durch einen Befund kindbezogener nichtehelicher Haushaltsgründung (Hullen).

Der Übergang zum zweiten Kind- Große Unterschiede zwischen Ost und West

(Michaela Kreyenfeld / Johannes Huinink)

Fast 80% aller Mütter in den alten Bundesländern haben zwei Kinder, und 50% der Frauen bekommen ihr zweites Kind, bevor das erste Kind fünf Jahre alt ist: In Ostdeutschland ist dies nur bei 25% der Fall. Hier beträgt der durchschnittliche Abstand zum zweiten Kind 6 Jahre. Nur etwa ein Drittel der Mütter mit zwei Kindern bekommt noch ein drittes Kind.

Welchen Einfluss haben in diesem Zusammenhang der Partnerschaftsstatus und der Jahrgang der Frauen? Hier bestehen große Unterschiede zwischen Ost und West, und innerhalb der neuen Bundesländer gibt es große Unterschiede im „Vorwenderverhalten“ und im „Nachwenderverhalten“. Dies ist besonders deutlich an der Familienerweiterung durch die Geburt eines zweiten Kindes zu erkennen:

In den alten Bundesländern gilt: Fast 80 % der Frauen, die ein erstes Kind bekommen, bekommen auch ein zweites. Die (bedingte) Wahrscheinlichkeit eines zweiten Kindes ist derzeit in Westdeutschland ähnlich hoch wie die (unbedingte) Wahrscheinlichkeit, überhaupt ein Kind zu bekommen. Des Weiteren zeigt sich ein deutlicher Anstieg der Übergangsraten zum zweiten Kind nach drei Jahren, was sich mit dem Beginn des Kindergartenbesuchs des ersten Kindes und des derzeit dreijährigen Erziehungsurlaubs in Verbindung bringen ließe.

In Ostdeutschland vor der Wende zeigte sich im Vergleich zu Westdeutschland eine etwas niedrigere Übergangsraten zum zweiten Kind, also eine relative Verzögerung. Dies ist vor dem Hintergrund der Familienpolitik der DDR mit ihren geburtenfördernden Zielen ein erstaunlicher Befund. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass es sich um *bedingte* Übergangsraten handelt. Da der Anteil kinderloser Frauen in der DDR wesentlich niedriger als in der BRD lag, ist der Befund einer niedrigeren Übergangsraten zum zweiten Kind vereinbar mit der Feststellung, dass der Anteil an Zwei-Kind-Familien in der DDR höher war als in der BRD.

Nach der Wende ergaben sich niedrigere Übergangsraten zum zweiten Kind.

- Die Analysen zeigen, dass 50 Prozent der westdeutschen Frauen ein zweites Kind haben, wenn das erste fünf Jahre alt ist – in Ostdeutschland ist dies nur bei 25 Prozent der Mütter der Fall.
- Da in Ostdeutschland 88 Prozent der Frauen mindestens ein Kind haben – in Westdeutschland nur 70 Prozent –, erweist sich die „Fertilitätskrise“ im Osten weniger als „Krise des ersten Kindes“ als vielmehr als eine „Krise des zweiten Kindes“ (S. 63).

Nichteheliche Elternschaft - auch ein Kosten-Nutzen-Kalkül?

(Johannes Huinink, Dirk Konietzka)

Nichteheliche Elternschaft hängt von sehr unterschiedlichen Faktoren und Rahmenbedingungen ab - mit deutlichen Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschland. Einiges spricht dafür, dass die unterschiedliche Versorgung mit Betreuungsplätzen für Kleinkinder, aber auch voneinander abweichende tradierte Orientierungen bezüglich der Ehe in den beiden ehemaligen deutschen Staaten für die Unterschiede verantwortlich sind. Nicht zuletzt scheint auch eine Kosten–Nutzen–Abwägung und ein Streben nach Unabhängigkeit zur Präferenz nichtehelicher Elternschaft in vielen Fällen zu führen.

Im Westen sind ein Jahr nach der Geburt insgesamt rund drei Viertel aller Frauen verheiratet, während sich der Anteil der nichtehelichen Lebensgemeinschaften und der sonstigen Lebensformen von rund 50% auf 25% halbiert hat. Anders in Ostdeutschland. Dort sind ein Jahr nach der Geburt nur 41% aller Frauen verheiratet, und 36% leben in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft. Der Anteil der alleinlebenden Frauen ist zwar geringer als bei Beginn der Schwangerschaft, aber er bleibt mit 23% deutlich höher als im Westen (13%).

Kulturelle Faktoren und struktureller bzw. ökonomischer Faktoren können die Unterschiede zwischen Ost und West erklären. Dafür sprechen auch internationale Daten: Hohe Anteile nichtehelicher Geburten sind gegenwärtig vor allem in Ländern anzutreffen, die eine eigenständige ökonomische und sozialpolitische Absicherung von Frauen ermöglichen bzw. erzwingen. Das deutet darauf hin, dass sich die Veränderung von Lebensformen auf der Grundlage einer gewissen De-Familiarisierung sozialer Anrechte und Aufgaben vollzieht.

Im letzten Jahrzehnt sind von den erstmals Gebärenden während der Schwangerschaft nur 50% verheiratet. Insbesondere im Westen ist die Schwangerschaft dann oftmals der Auslöser für eine Ehe.

Der höchste Anteil ehelicher Schwangerschaften liegt mit 57 Prozent in der Altersgruppe der 20- bis 25-Jährigen - der niedrigste, wenn eine Schwangerschaft in der Ausbildungszeit auftritt: Dann sind die Eltern in 83 Prozent der Fälle nicht verheiratet.

Die meisten Mütter heiraten nach der Geburt eines nichtehelichen Kindes: Im Westen sind ein Jahr nach der Geburt rund drei Viertel aller Mütter verheiratet, in Ostdeutschland nur 41 Prozent. 36 Prozent leben dann in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, und 23 Prozent der Mütter leben allein mit ihrem Kind – gegenüber 13 Prozent im Westen.

Ein Jahr nach der Geburt haben in Westdeutschland annähernd doppelt so viele Mütter geheiratet wie in Ostdeutschland: 80 Prozent gegenüber gut 40 Prozent.

Grundsätzlich ist festzuhalten:

- Mütter, die sich in der Ausbildung befinden, heiraten später seltener als Mütter, die als Facharbeiterinnen oder einfache Angestellte tätig sind, Ähnliches gilt für Frauen der höchsten Statusgruppe.

- Wenn der Vater keinen oder einen geringen Ausbildungsabschluss hat, ist die Heiratswahrscheinlichkeit erheblich niedriger als im Falle eines Hochschulabschlusses.
- Die Wahl der Lebensform „nichtehelich“ legt eine „instrumentelle Orientierung an sozialstaatlichen Leistungen nach dem Muster eines Kosten–Nutzen–Kalküls“ nahe.

Warum bleiben Partnerschaften kinderlos?

(Corinna Onnen-Isemann)

Der Wunsch nach Kindern bzw. eine Ablehnung verändert sich im Lebenslauf: Entscheidungen für oder gegen ein erstes Kind stehen im Zusammenhang mit Einstellungen zur Ausbildung, zum Beruf, zur Karriere, zum „richtigen“ Lebenspartner und zur finanziellen Sicherheit beider Partner. In den Fällen, in denen die Einstellungen der Partner zu Ökonomie, Freizeit, antizipierten Familienaufgaben und Rollenverteilung als Eltern nicht in Einklang zu bringen sind, verzichten viele (vorerst) auf Kinder.

Kinderlosigkeit dient vielen erwerbsorientierten Frauen, die eine Doppelorientierung Beruf und Familie für nicht realisierbar halten, als „Konfliktlösungsstrategie“: Der Kinderwunsch wird bis hinter die biologischen Grenzen verschoben und damit letztlich der Berufsorientierung geopfert.

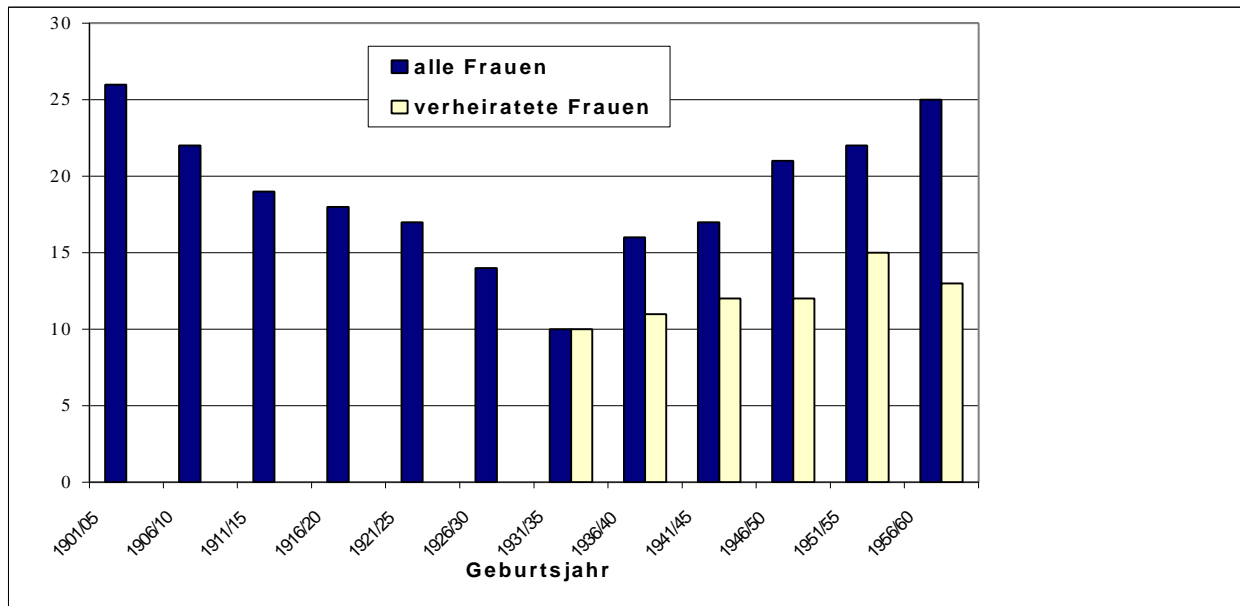
15 Prozent aller kinderlosen Frauen sind ungewollt kinderlos. Bei Männern trifft dies auf 9 Prozent der kinderlosen Männer zu.

Kinderwunsch nach Lebensalter (in %)

	<i>kinderlose Männer</i>	<i>kinderlose Frauen</i>
bis 25	94,9(79)	92,9(126)
26-30	91,4(81)	87,0(92)
31-35	78,2(87)	75,8(62)
36-40	39,1(69)	24,2(62)
41-45	14,0(50)	14,8(27)
46-50	7,0(57)	
51-60	5,0(60)	

(in Klammern N)

Kinderlose Frauen der Geburtsjahrgänge 1901 bis 1960 (früheres Bundesgebiet)



Quelle: Schwarz 1997:488

In Debatten über kinderlose Paare wird meist nicht zwischen den Ursachen der Kinderlosigkeit differenziert. Häufig wird unterstellt, dass die Kinderlosigkeit in der Partnerschaft bzw. Ehe eine neue Erscheinung sei und bewusst gewählt und freiwillig ist. Kinderlosigkeit war in früheren Zeiten in Deutschland immer schon weit verbreitet und nähert sich jetzt den Zahlen um die vorherige Jahrhundertwende an.

Bei den untersuchten Typen der Kinderlosigkeit schlagen sich Ängste nieder, die zum Verzicht auf Kinder führen. Die beiden wichtigsten Momente bedingen sich gegenseitig:

- Einerseits befürchten die Paare, durch eine Familiengründung ihr individuelles Leben zu stark einschränken zu müssen – und hierzu gehören antizipierte ökonomische Einbußen ebenso wie z.B. der Verzicht auf Freizeit und Erholung.
- Andererseits befürchten die Paare, eine Familienorientierung sei nicht mit dem „modernen“ Leben vereinbar, zu dem auch die Berufsorientierung der Frauen gehört.

Hier wird gesellschaftspolitischer Handlungsbedarf sichtbar, der die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, insbesondere aber von Elternschaft und Ausbildung betrifft.

B. Die Entwicklung der Lebensformen

Seit langem verwendet die Familiensoziologie den Begriff „Pluralisierung von Lebensformen“, um Tendenzen zu individuellen und zu weniger normierten Lebensläufen zu bezeichnen. Diese „Pluralisierung“ ist ein plakatives Schlagwort, jedoch empirisch noch nie anhand repräsentativer Daten nachgewiesen worden. Auch steht noch aus, die Gründe und Muster der individuellen Lebensläufe zu erforschen. Dazu reichen Querschnittsdaten nicht aus, da sie nur Momentaufnahmen bieten. Mit den Längsschnittdaten des Familiensurvey jedoch ergeben sich Möglichkeiten, für die letzte Dekade des 20. Jahrhunderts die Umstrukturierung der Lebensformen und deren Auswirkungen in den Familien nachzuweisen. Dies unternehmen die folgenden vier Beiträge.

Die „Wende“ als Stressfaktor? Lebensformen in Deutschland seit 1988

(Jan H. Marbach)

Der soziale Wandel ist in Ost und West gleichermaßen, wenn auch nicht im Gleichschritt, vorangeschritten. Insbesondere ist zu berücksichtigen, dass die „Wende“ und ihre Folgen, - also auch die innerdeutsche Wanderung nach der „Wende“ - die Lebensverhältnisse in den alten und neuen Bundesländern beeinflusst hat. Die spezifischen Veränderungen der Lebensformen werden mit folgenden Kriterien gemessen:

- Familienstand (ledig, verheiratet, getrenntlebend, geschieden, verwitwet)
- Partnerschaft (gemeinsamer Haushalt und gemeinsame Kinder)

Der Autor konzentriert sich auf eine Analyse der 18- bis unter 30-Jährigen, die für die neuen Bundesländern folgenden Befund ergibt:

:

- eine im Vergleich zu den alten Bundesländern relative Zunahme kinderloser Lediger
- eine relative Abnahme verheirateter Eltern
- ein relativer Rückgang Geschiedener.

Verteilung der Lebensformen

Tabelle Differenz (West minus Ost) bei den 18- bis unter 30-jährigen Deutschen
(Prozentpunkte; gewichtet)

				Kind(er)	1990	1994	2000	
LEDIG	ohne Partner/in	ohne Partnererfahrung		nein	4,2	4,2	2,8	
				ja	- 0,4	- 0,6	- 0,9	
		partnererfahren		nein	5,3	6,5	- 2,5	
				ja	- 0,5	- 1,6	- 0,9	
	mit Partner/in	1. Partner/in	zusammen wohnend	nein	2,4	- 0,7	- 0,5	
				ja	- 2,3	- 5,9	- 5,3	
			getrennt wohnend		nein	3,8	4,2	1,4
					ja	0,2	- 0,9	- 0,5
		Folgepartner/in	zusammen wohnend	nein	1,4	2,2	1,5	
				ja	- 2,4	- 2,4	- 0,5	
			getrennt wohnend		nein	4,8	7,6	1,8
					ja	- 0,3	- 1,0	- 0,1
Summe ledig				16,4	11,3	- 3,8		
VERHEIRATET				nein	2,6	1,6	2,8	
				ja	- 16,5	- 9,6	0,3	
Summe verheiratet					- 13,9	- 8,1	3,0	
GETRENNT-LEBEND	ohne Partner/in		nein	- 0,1	0,0	0,1		
			ja	0,4	- 0,3	0,4		
	mit Partner/in		nein	0,1	- 0,1	0,3		
			ja	0,1	- 0,5	- 0,1		
Summe getrenntlebend				0,5	- 1,0	0,8		
GESCHIEDEN	ohne Partner/in		nein	- 0,5	- 0,2	0,1		
			ja	- 0,7	- 0,4	- 0,3		
	mit Partner/in		nein	0,0	0,1	0,1		
			ja	- 1,8	- 14,	- 0,1		
Summe geschieden				- 3,0	- 1,9	- 0,3		
Summe verwitwet				0,0	- 0,3	0,1		

Legende:

Positive Werte beruhen auf höheren Anteilen der jeweiligen Lebensform in den alten Bundesländern, negative Werte bedeuten höhere Anteile der jeweiligen Lebensform in den neuen Bundesländern; die Werte drücken die Differenzen der Prozentpunkte aus (West minus Ost).

Die Tatsache, dass der Wandel in den neuen Bundesländern nicht nur in sehr kurzer Zeit vonstatten ging, sondern in der zweiten Hälfte der 90er Jahre gleichsam auf die „Überholspur“ wechselte, lenkt den Blick auf Ursachen, die nur dort wirksam waren: Politische und institutionelle Veränderungen im Gefolge der „Wende“ sowie Belastungen durch eine ökonomische Krise. Diese besondere Herausforderung erklärt auch Besonderheiten im Wandel privater Lebensformen. Das Verharren im Zustand kinderlosen Ledigseins trägt, jedenfalls in den neuen Bundesländern, ebenso Zeichen defensiven Abwartens wie eines Aufbruchs in eine individualisierte Postmoderne.

Gibt es eine "Pluralisierung" der Lebensformen?

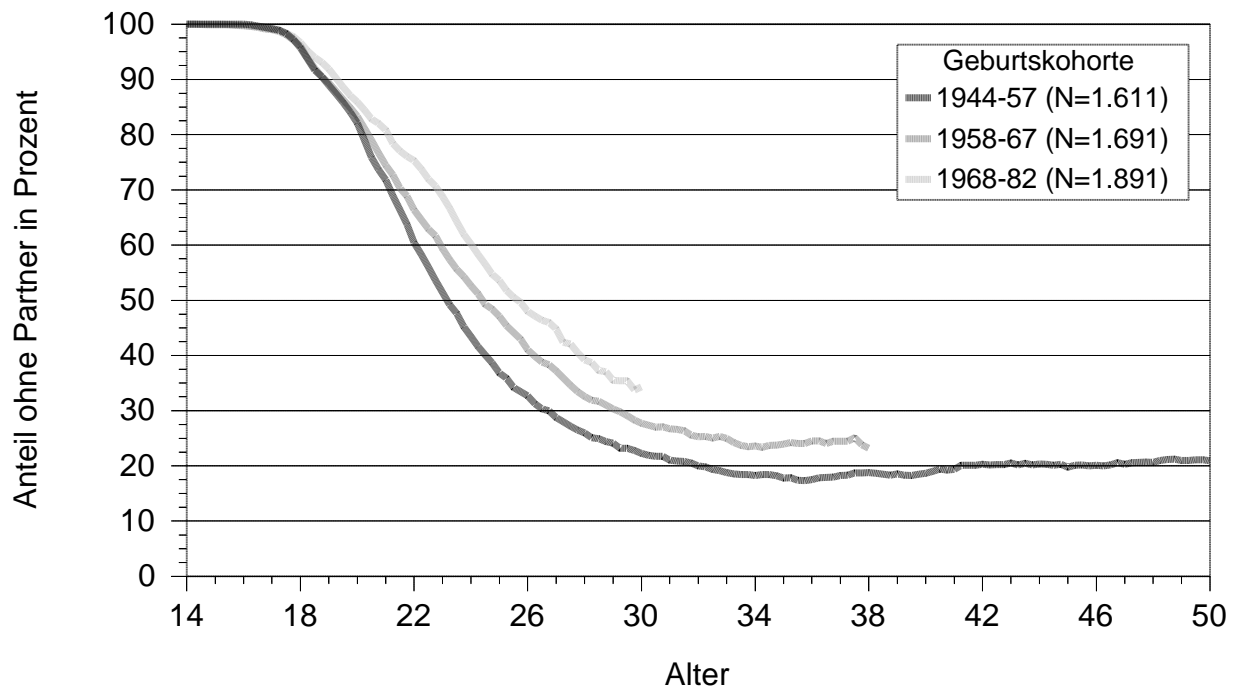
(Josef Brüderl, Thomas Klein)

Man spricht heute viel von einer "Pluralisierung" der Lebensformen, - genauer: der Lebenslaufmuster. Dies suggeriert deren ständige Vermehrung. Zwar ist das Muster "ledig-verheiratet-zwei Kinder-verwitwet" durch andere ergänzt worden, insbesondere durch Phasen nichtehelichen Zusammenlebens. Doch ist empirisch nie geprüft worden, ob und in welchem Ausmaß die Lebenslaufmuster tatsächlich zugenommen haben. Dies geschieht hier erstmals mit den Daten des DJI-Familiensurvey 2000. Die Autoren erweitern hierzu den Horizont der bisherigen Betrachtungsweise: Sie richten den Blick nicht nur auf Einzelereignisse einer Biographie, sondern auf den Lebenslauf als Ganzes.

Dieser erste empirische Zugang konzentriert sich auf *Westdeutschland* und auf **partnerschaftliche Lebensformen ohne Kinder**, also Kohabitation und Ehen. Ausgeblendet bleiben Beziehungen ohne gemeinsamen Haushalt.--- Erfasst wird der soziale Status der Partner: ledig, vorehelich zusammenleben, verheiratet, getrennt, verwitwet, nachehelich zusammenleben und wiederverheiratet.-- Um den sozialen Wandel anschaulich zu machen, werden mithilfe dieser Kriterien drei Geburtskohorten verglichen: die zwischen 1944 – 1957, 1958 – 1967 und zwischen 1968 – 1982 Geborenen.

Es wird nachgewiesen: Eine Zunahme partnerschaftlicher Lebensformen hat in Westdeutschland eindeutig stattgefunden. Insbesondere in Großstädten gibt es inzwischen – im Gegensatz zu ländlichen Regionen – eine breitere Streuung bei den Lebensformen in der jüngsten Kohorte – und eine Zunahme der Partnerlosigkeit: Mit 30 Jahren leben in von den in den 50er Jahren Geborenen 22,3% ohne Partner, von den in den 60er Jahren Geborenen 27,7% und von den in den 70er Jahren Geborenen schon 34,3% – ein Anstieg um 12 Prozentpunkte. Dies bedeutet allerdings keine dramatische Entwicklung, da nachweislich die "Bindungslosigkeit" nicht zugenommen hat.

Anteil der Partnerlosigkeit in den drei Geburtskohorten



Quelle: DJI-Familiensurvey 2000

Der Wandel ist bedingt durch (häufigere) Wechsel zwischen verschiedenen Lebensformen bzw. Partnerschaften:

- Während die älteste Kohorte 1944 – 1949 im Mittel nur 1,3 Lebensformwechsel hatte, steigt das Mittel in den weiteren Kohorten bis auf 1,7.
- Immer häufiger tritt eine Kohabitation vor die Heirat: Der Anteil an Ehen mit vorangehendem Zusammenleben der Partner vergrößert sich von 20 Prozent bei der ältesten auf 50 Prozent bei der jüngsten Kohorte.
- Der Anteil der „turbulenten“ Lebensläufe mit 4 bis 7 Ereignissen nimmt kontinuierlich zu.

Die Autoren weisen nach, in welchem Ausmaß die Partnerschaftsverläufe wechsellvoller geworden sind - nicht zuletzt im Zuge des gewachsenen Wohlstands der Gesellschaft. Doch die "Pluralisierung" hat Grenzen: Die Berechnungen zeigen, dass wir weit entfernt sind von einem „anything goes“. "Alles in allem ist keine unstrukturierte "Pluralisierung" des Lebenslaufs festzustellen. Vielmehr hat eine Neuordnung der Familien- bzw. Partnerschaftsbiographien stattgefunden." (Klein, S.214) --- Sozialhistorisch gesehen gibt es gar keine „neuen“ Lebensformen. Insofern ist „Pluralisierung“ ein irreführender Begriff. Es gäbe gute Gründe, von einer „Neuordnung“ oder „Umstrukturierung“ zu sprechen.

Veränderte Lebensverhältnisse der Kinder

(Christian Alt)

In den 80er Jahren dominierte noch das Normalitätsmodell, d.h. das Aufwachsen mit den leiblichen, verheirateten Eltern. Während der 80er und 90er Jahre nahm die Nichtehelichkeit zu und um die Jahrtausendwende vergrößerte sich insbesondere die Zahl der Einelternfamilien. Die Schwächung des Normalitätsmodells zeugt von einer veränderten Dynamik der elterlichen Lebensläufe. Allerdings gilt in den neuen Bundesländern deutlicher als in den alten, dass die Geburt eines Kindes und eine Eheschließung nicht mehr selbstverständlich verkoppelt sind. Dennoch wächst die große Mehrheit der Kinder in Deutschland nach wie vor bei seinen leiblichen Eltern in einer ehelichen Familie auf. Dies gilt für über 80% der Kinder im Westen und über 70% der Kinder im Osten.

Aufmerksamkeit verdient der Anstieg des Anteils von Kindern mit alleinerziehendem Elternteil. 15% der Kinder aus den alten Bundesländern und 19% im Osten leben als 16- bis 17-Jährige mit einem alleinerziehenden Elternteil. Dauerhaft war dies im Jahr 2000 bei ca. 10% der Kinder im Westen und 20% im Osten der Fall. Lebten 1988 ca. 5% der Kinder in den alten Bundesländern in dieser Lebensform, waren es 2000 bereits 10%. Im Osten erhöhte sich der Anteil im gleichen Zeitraum von 7% auf 20%. Dies bedeutet eine Verdoppelung bzw. Verdreifachung innerhalb von 12 Jahren.

Ähnliches gilt für Kinder mit Eltern in nichtehelicher Lebensgemeinschaft. Der Anteil dieser Lebensform ist seit 1988 im Westen von 2% auf 5% gestiegen, im Osten von 5% auf 18%. In den neuen Bundesländern handelt es sich bei dieser Gruppe um die drittgrößte Teilpopulation.

In den 90er Jahren wurden in Ostdeutschland knapp 30 Prozent der Kinder nichtehelich geboren. Im Grundschulalter waren es nur noch 12 Prozent, und bis zur Volljährigkeit nahm die Zahl weiter ab.

- Bis zum Jahr 2000 haben Veränderungen der elterlichen Lebensweise die Kindschaftsverhältnisse spürbar verändert.
- Bei jedem dritten Kind sind eine oder mehrere Veränderungen der Lebensform im Laufe der Kindheit vorgekommen. Nach einer solche Veränderung wächst der größte Teil dieser Kinder bei einem alleinerziehenden Elternteil auf.

- In den neuen Bundesländern ist das Normalitätsmodell am weitesten zurückgegangen: Nahezu jedes zweite Kind wird nichteheliche geboren und verbringt seine frühe Kindheit in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft oder mit einem alleinerziehenden Elternteil.
- Die große Mehrheit der Kinder im Westen erlebt nach wie vor keine Veränderung der Familienform: 71 Prozent verbringen ihre gesamte Kindheit mit ihren verheirateten Eltern. Im Osten sind dies nur noch 46 Prozent aller Kinder. Hier ist das ehemalige „Normalitätsmodell“ nicht mehr die Norm.

Partnerschaften mit getrennten Haushalten

(Norbert Schneider/Kerstin Ruckdeschel)

Die Partnerschaft mit zwei Haushalten erscheint als eine typische Ausprägung der mobilen und individualisierten Gesellschaft. Zur Manifestation einer Beziehung müssen die beiden Partner nicht mehr zusammenleben. Vielmehr muss die Beziehung vom Paar selbst als solche definiert werden, und sie muss von außen als solche identifiziert werden können. Um ein solches Paar von der Anfangsphase einer Beziehung abzugrenzen, ist hier von einer „Partnerschaft mit zwei Haushalten“ dann die Rede, wenn die befragte Person nicht mit einem Partner zusammenwohnt, aber angibt, eine feste Partnerschaft zum Befragungszeitpunkt seit mindestens einem Jahr zu haben.

Tabelle: Lebensformen in Deutschland (18 - 55-Jährige)

LEBENSFORM	N	%
Ohne Partner	2.564	26
Verheiratet zusammenlebend	5.542	57
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	906	9
Partnerschaft mit zwei Haushalten	577	6
Partnerschaft mit zwei Haushalten, Dauer < 1 Jahr	201	2
Gesamt	9.790	100

Quelle: DJI-Familiensurvey 2000, eigene Berechnungen

Es kristallisieren sich zwei Typen einer Partnerschaft mit zwei Haushalten heraus:

- Im einen Fall handelt es sich um eine Lebensform, die aufgrund beruflicher Umstände als Kompromisslösung entsteht, ohne dass die Partner in dieser Lebensform längerfristig leben möchten.
- Im anderen Fall wird die Lebensform auf der Grundlage eines auf Unabhängigkeit ausgerichteten Beziehungsideals als optimale Lebensform begründet und aufrechterhalten.

Berufliche Umstände führen weit häufiger zur Entstehung von Partnerschaften mit zwei Haushalten als gewandelte Partnerschaftsideale. Über die Hälfte (58%) aller Partnerschaften in zwei Haushalten entsteht aus rein beruflichen Gründen. Die Partner betrachten ihre Lebensform nicht als ideal, im Gegenteil, sie möchten, wenn es die Umstände erlauben, möglichst bald zusammenziehen. 29% der Partnerschaften mit zwei Haushalten bilden sich unabhängig von beruflichen Zwängen aufgrund eines Partnerschaftsideals, das in besonderer Weise auf Autonomie und Unabhängigkeit ausgerichtet ist. 13% entstehen infolge beruflicher Erfordernisse, werden dann aber aufgrund individueller Vorlieben und Vorstellungen weitergeführt.

Nach diesen Ergebnissen sieht sich die Mehrzahl durch strukturelle, meist berufliche Zwänge in diese Lebensform gedrängt und hat eigentlich andere Vorstellungen von Partnerschaft. Die Zunahme von Partnerschaften mit zwei Haushalten ist also nicht nur als Trend zu avantgardistischer Lebensgestaltung zu verstehen, sondern auch als Ausdruck von Pragmatismus im Sinne einer zeitlich begrenzten Notlösung.

C. Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Wie Frauen und Männer ihren Kinderwunsch mit der Realität ihres Berufslebens vereinbaren können, hängt von ihren materiellen Ressourcen ab sowie von ihren Einstellungen zur elterlichen Arbeitsteilung und zu ihren weiteren Lebensperspektiven. Zu den materiellen Voraussetzungen zählen nicht nur Einkommen und Vermögen, sondern auch Einrichtungen der Kinderbetreuung und familienpolitische Leistungen wie der Erziehungsurlaub. Die beiden folgenden Beiträge beschäftigen sich mit dem unterschiedlichen Umgang von Frauen und Männern mit den jeweiligen Voraussetzungen zur Elternschaft in Ost- und Westdeutschland. Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen einerseits die frauentypische Familienphase und andererseits der typisch männlichen Erwerbs- und Karriereverlauf und die Auswirkungen auf den Übergang in eine Elternschaft.

Wie vereinbaren Frauen Familie und Beruf ?

(Jan-Michael Dornseiff, Reinhold Sackmann)

Die häufig als Pluralisierung bezeichnete Ausdifferenzierung von Lebensformen beschränkt sich vorwiegend auf den *Nicht-Familiensektor*, während sich der *Familiensektor* noch weitgehend traditionell strukturiert. Die traditionellen Strukturen innerhalb des *Familiensektors* lassen sich mit den beschränkten Handlungsoptionen von Frauen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf erklären, die auf eine Entscheidung zwischen Familie *oder* Beruf im Sinne der *Unvereinbarkeit* beider Sphären hinauslaufen. (S. 62)

Das traditionelle Hausfrauenmodell ist in den Einstellungen ost- und westdeutscher Frauen nicht mehr dominant (unter 40%). Unter den westdeutschen Müttern sind rund 38% der Auffassung, Frauen sollten sich vornehmlich um Haushalt und Kinder kümmern. Zwischen 94% und 97% der ostdeutschen Frauen glauben nicht, dass das Verhältnis zum Kind durch die Erwerbstätigkeit der Mutter beeinträchtigt wird. Dieser Ansicht sind westdeutsche Frauen nur zu 85%, wenn sie selber Kinder haben sogar nur zu 81%. Außerdem glauben deutlich mehr westdeutsche Frauen, nämlich 56%, dass Kinder unter der Berufstätigkeit der Mutter leiden. Nur 35% der ostdeutschen Frauen stimmen dem zu. (S. 65) Doch auch in Ostdeutschland werden inzwischen nur noch 34 Prozent aller Kinder unter 3 Jahren in öffentlichen Einrichtungen betreut.

Die Autoren untersuchen den Abstand von Erst- und Zweitgeburt in Ost und West und stellen fest, dass dieser Abstand im Westen durchschnittlich 48 Monate beträgt, im Osten jedoch 64 Monate.

Bei westdeutschen Frauen ist Erziehungsurlaub der dominante Status nach der Geburt eines ersten Kindes. Beinahe 50% der erstgebärenden westdeutschen Frauen nehmen dieses Angebot (bzw. entsprechende vorangegangene Regelungen) in Anspruch. Dieser Anteil sinkt danach nur langsam. Nach 48 Monaten sind es immer noch mehr als 40% der Frauen. Die wenigen, die abspringen, nehmen eine Erwerbstätigkeit auf, allerdings vorwiegend eine Teilzeiterwerbstätigkeit, während der Anteil der Vollzeit erwerbstätigen Frauen weitgehend konstant bei etwa 20% bleibt. Auch nach 72 Monaten sind noch 40% der Frauen in einer solchen „frauentypischen“ Position und weitere 20% in einer Teilzeiterwerbstätigkeit, die aufgrund des großen Frauenanteils ebenfalls als „frauentypisch“ gelten kann.

Ein anderes Bild bietet Ostdeutschland. Hier ist es erforderlich zu unterscheiden, ob das erste Kind vor oder nach 1991 geboren wurde. Ostdeutsche Frauen, die ihr erstes Kind vor 1991 geboren haben, zeigen DDR-typische Verhaltensweisen. Bei ihnen liegt der Anteil der unterbrechenden Frauen bei 30%. Der Status „Familiertätigkeit“ hat keine Bedeutung, weil es für Frauen in der DDR, abgesehen von einer Geburt, kaum Gelegenheit gab, nicht erwerbstätig zu sein. Außerdem dauert die Unterbrechung deutlich kürzer als in Westdeutschland. Nach 18 Monaten ist der Anteil auf 10% gesunken. Dafür sind zu diesem Zeitpunkt schon 75% der Frauen wieder erwerbstätig, mit nur einem geringen Anteil an Teilzeit erwerbstätigen Frauen. Bei ostdeutschen Frauen, die ihr erstes Kind nach 1991 geboren haben, zeigt sich Folgendes: Nach der Erstgeburt geht ein deutlich auf 45% erhöhter Anteil in den Erziehungsurlaub. Doch nimmt er danach rasch ab und liegt nach 48 Monaten bei lediglich 20%, der Hälfte des Anteils westdeutscher Frauen. Dafür steigt der Prozentsatz erwerbstätiger Frauen innerhalb dieses Zeitraums von 18% auf 50%, wobei Vollzeit erwerbstätige Frauen mit knapp 40% deutlich häufiger sind als in Westdeutschland. Bemerkenswert ist auch, dass arbeitslose Frauen einen nicht unerheblichen Anteil zwischen 5 und 10% einnehmen.

Die Autoren stellen fest:

- Erziehungsurlaub erhöht die Wahrscheinlichkeit einer Zweitgeburt.
- Frauentypische Familienphasen sind im Osten seltener. Und:
- Die „Wende“ verzögerte Zweitgeburten im Osten.

Beruf und Familiengründung bei Männern

(Angelika Tölke, Martin Diewald)

Der Beitrag untersucht die Faktoren Arbeitslosigkeit und Karriere als Hürden für die Vaterschaft und stellt fest: Mittlere Bildungsniveaus und stabile, stetige Karrieren erhöhen die Wahrscheinlichkeit einer Familiengründung. Auch beeinflussen Erfahrungen in der Herkunftsfamilie den Zeitpunkt der Familiengründung.

Im Einzelnen zeigt sich:

- 60 Prozent aller westdeutschen Männer haben im Alter von 35 Jahren mindestens ein leibliches Kind
- In Ostdeutschland sind 67 Prozent dieser Altersgruppe Väter - ein Rückgang um 10 Prozent seit den 70er Jahren.

Die Autoren gehen folgenden Fragen nach: Welchen Einfluss haben Ausbildung und beruflicher Werdegang auf Elternschaft von Männern? Wie wirken sich insbesondere Unsicherheiten und Unterbrechungen wie Arbeitslosigkeit auf die Bereitschaft von Männern zur Familiengründung aus? Beeinträchtigt eine geringere Kontinuität und Erwartungssicherheit der Beschäftigung eine langfristige Lebensplanung und das Eingehen stabiler und verpflichtender Bindungen? Ist schließlich die Bereitschaft von Männern, Vater zu werden, eine Folge von oder eher Ersatz für Erfolg im Berufsleben?

Bei der Beantwortung dieser Fragen zeigt sich, dass entscheidende Faktoren ambivalent wirken können: So können Arbeitslosigkeit und Karriere als „Hürden“ für eine Vaterschaft wirken.

Tendenziell ist festzuhalten:

- Erfahrungen, die sich aus dem sozialen Status und der Zusammensetzung der Herkunftsfamilie ergeben, sind entgegen den Annahmen einer zunehmenden Individualisierung noch im Erwachsenenleben folgenreich für das eigene Verhalten.
- Der Verlust eines Elternteils verhindert bzw. verzögert bei Männern die Gründung einer eigenen Familie.
- Mit Geschwistern aufgewachsen zu sein befördert deutlich die Realisierung des eigenen Kinderwunsches.

Aufgrund der großen Optionenvielfalt bei der Lebensgestaltung kommen in den seit jeher marktwirtschaftlich organisierten alten Bundesländern vermehrt psychosoziale Prädispositionen zum Tragen. Der starke Effekt der Erfahrungen in der Herkunftsfamilie unterstützt die Einschätzung und Forderung, dass auch die Lebenswege von Männern in ihrer biographischen Entwicklung als Faktor in Fertilitätsanalysen als eigenständige Größe zu berücksichtigen sind. (S. 77)

Der „Familiensurvey“

Das Konzept

Der Familiensurvey des Deutschen Jugendinstituts (DJI) wurde Mitte der 80er Jahre unter Leitung des damaligen Direktors Hans Bertram begonnen. Finanziert und inhaltlich begleitet vom Bundesfamilienministerium, verstand sich der Familiensurvey von Anfang an als ein Instrument der Sozialberichterstattung über „Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen“, das Daten erhebt, um die aktuellen Lebenslagen von Familien in Deutschland zu beschreiben. Um dem darin enthaltenen programmatischen Anspruch gerecht zu werden, also allgemeine Trends des Wandels von Familien systematisch und kontinuierlich repräsentativ zu erfassen, wird das Konzept replikativer Umfragen durch Panelbausteine ergänzt. Der Survey enthält u.a. Ereignisdaten über Partnerschafts-, Bildungs- und Berufsverläufe.

Ein konzeptioneller Schwerpunkt des Familiensurvey liegt in der „Familie als Netzwerk“. Gemeint ist damit eine Erweiterung der auf Einzelhaushalte beschränkten Sicht von Familie, die sowohl die amtliche Statistik wie die Umfrageforschung kennzeichnet. Zwar wird auch hier zwischen der Familie als sozio-biologischer und dem Haushalt als sozio-ökonomischer Einheit begrifflich unterschieden, doch bleibt das erhebungstechnisch meist folgenlos. Beziehungen über Haushaltsgrenzen hinaus werden in der amtlichen Statistik grundsätzlich ausgeblendet. Die Sicht der Familie als Netzwerk blieb zwar nicht auf den Familiensurvey beschränkt, aber der Familiensurvey hat als einziges Projekt der Sozialberichterstattung in Deutschland die Netzwerksicht kontinuierlich verfolgt.

Die Geschichte

Seit Ende der 80er Jahre haben drei Erhebungswellen des Familiensurvey stattgefunden. Aufgrund der politischen Rahmenbedingungen konnte die **erste Welle** in den alten und neuen Bundesländern nur zeitversetzt - 1988 in den alten, 1990/91 in den neuen Bundesländern - durchgeführt werden. Grundgesamtheit bildeten jeweils 18- bis 55-jährige Personen mit deutscher Staatsangehörigkeit. Die Zufallsstichprobe in den alten Bundesländern umfasste rund 10.000 Interviews. In den neuen Bundesländern wurde die Stichprobe aus dem Einwohner-Zentralregister der ehemaligen DDR gezogen (N = 2.000). Ergänzt wurde die erste Welle des Familiensurvey durch eine Zusatzuntersuchung über Mehrgenerationen-Familien (N = 1.300). Angelehnt an den Familiensurvey war des weiteren eine Studie über die „Lebensführung alter Menschen“. Sie enthält 4.100 Interviews mit 55- bis 79-Jährigen.

Die **zweite Welle** von 1994 erfasste die alten und neuen Bundesländer zu gleicher Zeit (N = 11.000). Aus technischen Gründen konnte eine Panelbefragung (N = 5.000) nur in den alten Bundesländern durchgeführt werden. Die Altersspanne der Befragten betrug hier 24 bis 61 Jahre. In den neuen Bundesländern wurde eine Zufallsstichprobe 18- bis 55-Jähriger deutscher Staatszugehörigkeit neu gezogen und befragt (N = 4.000). Eine weitere Zufallsstichprobe erfasste 18- bis 30-jährige Deutsche in den alten Bundesländern (N = 2.000). Auf diese Weise sollten die durch das Panel in den alten Bundesländern ausgesparten 18- bis 23-Jährigen aufgefüllt und die vorwiegend jungen Menschen, die nach der Vereinigung in die alten Bundesländer übergesiedelt waren, angemessen erfasst werden. Die zweite Welle des Familiensurvey wurde ergänzt durch Zusatzuntersuchungen zum Thema „Kinder in nichtehelichen Lebensgemeinschaften“ im Auftrag des BMFSFJ (N = 1.500) und „Persönlichkeit und soziale Netzwerke“ (N = 650) in Kooperation mit dem Max-Planck-Institut für psychologische Forschung in München.

Die **dritte Welle** des Familiensurvey, die im Jahr 2000 erhoben wurde, umfasst eine weitere Panelwelle mit 30- bis 67-jährigen Deutschen (N = 2.000) und eine Stichprobe, die wie die früheren Wellen 18- bis 55-Jährige befragt (N = 8.000). Auf die alten Bundesländer entfielen 6.600, auf die neuen 1.400 Interviews. Diese Stichprobe wurde ergänzt um 300 Jugendliche im Alter von 16 und 17 Jahren aus den Haushalten der erwachsenen Surveyteilnehmer. Im Gegensatz zu den früheren Wellen wurden in die Surveystichprobe der dritten Welle auch deutschsprachige Ausländer aufgenommen. Alle Interviews wurden technisch auf CAPI („computer assisted personal interview“) umgestellt. Auch im Anschluss an die dritte Welle des Familiensurveys wurden Zusatzuntersuchungen durchgeführt. Sie befassten sich mit „Stieffamilien“ (eine Reanalyse der zweiten und dritten Welle, ergänzt um 170 qualitative Interviews) und „Familien in prekären Lebenslagen“ (3. Welle des Familiensurveys), beide im Auftrag des BMFSFJ.

Inhaltsverzeichnis „Partnerschaft und Familiengründung - Ergebnisse der dritten Welle des Familiensurvey“

Inhalt

Walter Bien, Jan H. Marbach:
Vorwort

Teil A: Familienbildung und Familienerweiterung

Gert Hullen:
Tempo und Quantum der Reproduktion..... 13

Michaela Kreyenfeld und Johannes Huinink:
Der Übergang zum ersten und zweiten Kind –
Ein Vergleich zwischen Familiensurvey und Mikrozensus..... 43

Johannes Huinink und Dirk Konietzka:
Lebensformen und Familiengründung. Nichteeliche Elternschaft in Ost- und
Westdeutschland in den 1990er Jahren 65

Corinna Onnen-Isemann:
Kinderlose Partnerschaften 95

Teil B: Die Entwicklung von Lebensformen in Ost- und Westdeutschland

Jan H. Marbach:
Familiale Lebensformen im Wandel 141

Josef Brüderl und Thomas Klein:
Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland,
1960-2000 189

Christian Alt:
Wandel familialer Lebensverhältnisse minderjähriger Kinder in Zeiten der
Pluralisierung 219

Norbert Schneider und Kerstin Ruckdeschel:
Partnerschaften mit zwei Haushalten: Eine moderne Lebensform
zwischen Partnerschaftsideal und beruflichen Erfordernissen 245

David Fischer-Kerli und Thomas Klein:
Wiederholte Veränderung der Vergangenheit? Die Partnerschaftsbiographie
des Familiensurvey im Drei-Wellen-Vergleich..... 259

Hiltrud Bayer und Renate Bauereiss:
Haushalt und Familie in der amtlichen Statistik..... 277

Teil C: Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Jann-Michael Dornseiff und Reinhold Sackmann:
Familien-, Erwerbs- und Fertilitätsdynamiken in Ost- und
Westdeutschland 309

Angelika Tölke und Martin Diewald:
Berufsbiographische Unsicherheiten und der Übergang zur Elternschaft
bei Männern 349

Die Ergebnisse des Familiensurveys werden in einer eigenen Buchreihe des Verlags Leske + Budrich, Reihe „DJI-Familiensurvey“ veröffentlicht. Bisher sind folgende Bände erschienen:

- Band 1 Bertram, Hans (Hrsg): Die Familie in Westdeutschland, Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. 1991
- Band 2 Bertram, Hans (Hrsg): Die Familie in den neuen Bundesländern, Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation. 1992
- Band 3 Bien, Walter (Hrsg): Eigeninteresse oder Solidarität, Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. 1994
- Band 4 Bertram, Hans (Hrsg): Das Individuum und seine Familie. Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter. 1995
- Band 5 Nauck, Bernhard / Bertram, Hans (Hrsg): Kinder in Deutschland, Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich. 1995
- Band 6 Bien, Walter (Hrsg): Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. 1996
- Band 7 Bien, Walter / Schneider, Norbert (Hrsg): Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. 1998
- Band 8 Bien, Walter / Rathgeber, Richard (Hrsg): Die Familie in der Sozialberichterstattung. Ein europäischer Vergleich. 2000
- Band 9 Christian Alt: Kindheit in Ost und West. Wandel der familialen Lebensformen aus Kindersicht. 2001
- Band 10 Bien, Walter / Hartl, Angela / Teubner, Markus (Hrsg.): Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. 2002